



VON MAGDEBURG BIS KÖNIGSBERG

KARL ROSENKRANZ

Von Magdeburg bis Königsberg

Karl Rosenkranz

Inhalt:

[Karl Rosenkranz - Lexikalische Biografie](#)

[Von Magdeburg bis Königsberg](#)

[Vorwort.](#)

[I. Neustadt Magdeburg. Die Colonie der Reformirten. Das Paradies der Kindheit. Die Wunderfamilie Favreau.](#)

[II. Altstadt Magdeburg. Belagerung. Meine Verwilderung durch den Krieg und seine Folgen.](#)

[III. Errettung des höheren Sinnes in mir durch die Eindrücke der bildenden Kunst.](#)

[IV. Schule der Altstadt Magdeburg. Das Pädagogium Kloster der lieben Frauen. Harzreise und die Universität Göttingen.](#)

[V. Melancholie des Jünglings. Karl Immermann.](#)

[VI. Berlin. Ich stürze mich in die heterogensten Studien und Verhältnisse. Der Mathematiker Gruson. Professor Zeune. Der Jurist Müller. Die Hoffmann'sche Romantik und mein Roman: »Graf Gundolf.«](#)

[VII. Meine erste Bekanntschaft mit der Hegel'schen Philosophie durch Leopold von Henning.](#)

[VIII. Magdeburg. Kritik der Berliner Hof- und Dom-Agende. Berlin. Wie Schleiermacher und Steffens mich bezauberten. Die Renaissance.](#)

IX. Seltsame Geschichten mit den Juden Beifuß und Auerbach. Verzückung in Jean Pauls Titan.

X. Die Ironie der romantischen Schule. Otto von Ravensberg. Ich versinke in einen speculativen Mysticismus. Meine erste und letzte Predigt.

XI. Halle. Pfingstreise nach Schloß Mansfeld. Kampf zwischen Rationalismus und Supranaturalismus. Schlauch's Wanderungen Gottes und des Teufels zur Entdeckung der besten Dogmatik. Hinrichs gewinnt mich für die Hegel'sche Philosophie.

XII. Heidelberg. Daub's Einwirkung auf mich. Mein Verkehr mit Wippermann, Wunderlich, Franz Kugler und Theodor Parow. Geistlich Nachspiel zur Tragödie Faust. Rheinreise.

XIII. Magdeburg. Abhandlung über den Titurel. Ich reiße mich von der Theologie los.

XIV. Halle. Promotion. Durchgang durch den Spinozismus. Therese von Jacob, genannt Talaj.

XV. Mußmann und Bohtz. Philosophisches Satirspiel. Habilitation.

XVI. Reise nach Berlin. Halle. Calderon's wunderthätiger Magus. Neue Bekanntschaften. Lafontaine. Vorlesungen des Teufels über sich selbst.

XVII. Hotho. Varnhagen. Friedrich Lorentz. Moritz Besser und Heinrich Leo. Das Problem der persönlichen Unsterblichkeit. Friedrich Richter von Magdeburg. Kritik der Schriften *de tribus impostoribus*. Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter. Pfingstreise nach Dresden. Besuch bei Tieck. Die Naturreligion. Kritik der Schleiermacherschen Glaubenslehre. Encyclopädie der theologischen Wissenschaften. Choluck.

XVIII. Märchenhafte Zustände. Die Bergstadt Eisleben. Der Beuchlitzer Weinberg. Die Pfarre in Giebichenstein. Secretariat des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins. Neue Zeitschrift für die Geschichte

der Germanischen Völker. Hofrath Dorow. Die Gesellschaft vom ungelegten Ei. Studentencultur. XIX. Die Cholera. Berlin. Hegel's letzter Geburtstag. Choleraquarantaine im Gasthof Mailand vor Wittenberg. Halle. Hegel's Tod. Winterreise nach dem Harz. Halle. Die Cholera bringt mich dem Tode nahe. XX. Heinrich Stieglitz. Die Geschichte der Poesie. XXI. Uebergang in die Prosa. Entscheidung für Königsberg. Abreise von Halle.

*Von Magdeburg bis Königsberg , K. Rosenkranz
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
86450 Altenmünster, Loschberg 9
Deutschland*

ISBN: 9783849634254

*www.jazzybee-verlag.de
www.facebook.com/jazzybeeverlag
admin@jazzybee-verlag.de*

Karl Rosenkranz - Lexikalische Biografie

Philosoph, geb. 23. April 1805 in Magdeburg, gest. 14. Juni 1879 in Königsberg, studierte in Berlin, Halle und Heidelberg, habilitierte sich in Halle 1828, ward 1831 daselbst außerordentlicher, 1833 ordentlicher Professor der Philosophie in Königsberg, war 1848-49 vortragender Rat im Ministerium des Kultus zu Berlin, nahm seine

Professur in Königsberg wieder auf und erblindete zuletzt vollständig. R. gehört zu den vielseitigsten und geistvollsten Schülern Hegels, der freilich von der Hegelschen Logik nicht unbedeutend abwich. Er hat sich als philosophischer, auch als literarhistorischer und belletristischer Schriftsteller hervorgetan. Von seinen sehr zahlreichen Schriften seien genannt: »Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter« (Halle 1830); »Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie« (das. 1832–33, 3 Bde.); »Enzyklopädie der theologischen Wissenschaften« (das. 1831, 2. Aufl. 1845); »Kritik der Schleiermacherschen Glaubenslehre« (Königsb. 1836); »Psychologie oder die Wissenschaft vom subjektiven Geist« (das. 1837, 3. Aufl. 1863); »Kritische Erläuterungen des Hegelschen Systems« (das. 1840); »Königsberger Skizzen« (Danz. 1842, 2 Bde.); »Vorlesungen über Schelling« (das. 1843); »Die Pädagogik als System« (Königsb. 1848); »Meine Reform der Hegelschen Philosophie« (das. 1852); »Ästhetik des Häßlichen« (das. 1853); »Die Poesie und ihre Geschichte« (das. 1855); »Wissenschaft der logischen Idee« (das. 1858–59, 2 Bde.); »Diderots Leben und Werke« (Leipz. 1866, 2 Bde.); »Hegels Naturphilosophie und die Bearbeitung derselben durch A. Vera« (Berl. 1868); »Erläuterungen zu Hegels Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften« (das. 1871). Außerdem schrieb er das verdienstvolle »Leben Hegels« (Berl. 1844) und zu dessen 100jähriger Geburtstagsfeier: »Hegel als deutscher Nationalphilosoph« (Leipz. 1870), worin er denselben als »Vollender Kants« feierte. In Gemeinschaft mit F. W. Schubert veranstaltete R. eine Ausgabe der Werke Kants (Leipz. 1838–40, 12 Bde., deren letzter seine »Geschichte der Kantschen Philosophie« enthält). Seine Schrift »Goethe und seine Werke« (Königsb. 1847, 2. Aufl. 1856) ist jetzt veraltet. Kleinere Abhandlungen etc. erschienen gesammelt als »Studien« (1. Teil, Berl. 1839; 2.–5. Teil, Leipz. 1844–47) und »Neue Studien« (Leipz. 1875–78, 4 Bde.). Unter dem

Titel: »Von Magdeburg nach Königsberg« (Berl. 1873)
veröffentlichte R. seine Selbstbiographie bis zur
Übersiedelung nach Königsberg. Vgl. Quäbicker, Karl R.
(Leipz. 1879); Jonas, Karl R. (das. 1907).

Von Magdeburg bis Königsberg

Seinen hochverehrten Freunden und Collegen, den
Professoren der Philologie Herren *Dr.* Karl Lehrs und *Dr.*
Ludwig Friedländer als dankbare Gegengabe in treuer
Anhänglichkeit gewidmet vom Verfasser.

Vorwort.

Mein Leben zerfällt in zwei Hälften. Die erste reicht von
Magdeburg bis Königsberg, die zweite verläuft seit vierzig
Jahren in Königsberg. – Diese Stadt ist so sehr meine
zweite Heimath geworden, daß ich mich nach ihr, wenn ich
einmal längere Zeit von ihr entfernt war, immer wieder
zurücksehnte. Die Freude an meinem Lehramt, die
Anhänglichkeit meiner Zuhörer, die Liebe meiner Collegen
und die Freundschaft so vieler ausgezeichneten Menschen
haben mich die bekannten Unbilden der hiesigen Localität
längst vergessen lassen. – Als ich nun vor mehreren Jahren
durch eine Reihe sehr schmerzlicher Ereignisse ganz in
mich hineingescheucht wurde, reagirte ich, nach meiner
Weise, durch wissenschaftliche Arbeiten. Mein Gemüth
suchte aber nach einer noch anderen Genugthuung. In
dieser Stimmung fiel ich darauf, das vorliegende Buch zu
schreiben. Als ich es im vorigen Sommer vollendet hatte,
schien es mir nicht unwerth, auch veröffentlicht zu werden,

weil es sittengeschichtlich, pädagogisch und literarisch einen Beitrag zu derjenigen Entwicklung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts giebt, welche wir jetzt mit dem Namen der Romantik zu bezeichnen pflegen. Man sieht, wie ich allmählig ganz in sie versinke und wie ich mich dann allmählig durch die Philosophie aus ihr herauszukämpfen anfange. Ich sage: anfange, denn auch hier in Königsberg dauerte der Kampf fort. Waren der Romantik doch von hier durch Hamann, Hippel und Werner starke Elemente zugeführt worden, die auf einem Dualismus zwischen nüchterner Verständigkeit und phantastischer Ueberschwänglichkeit beruhen.

Die Personen, die ich erwähnen mußte, sind größtentheils dahingeschieden; doch lebt noch eine kleine Anzahl meiner alten Freunde, fast von jeder Station noch der eine oder andere Repräsentant. Auch meine gute Schwester Henriette, die Gefährtin und Vertraute meiner Jugend, habe ich das Glück, noch am Leben zu besitzen. Meine Frau erlebte noch die Niederschrift dieses Buchs. An dem Tage aber, an welchem der erste Correcturbogen desselben von Berlin anlangte, legten wir sie, nach langen und schweren Leiden, in den Sarg.

Die ehrwürdige Anstalt, welcher ich die Grundlagen meiner gelehrten Bildung verdanke, das Pädagogium Kloster Lieben Frauen in Magdeburg, habe ich 1866 wiedergesehen. Von der Straßenseite her fand ich die zu ihm gehörigen Häuser unverändert, im Innern dagegen große Umbauten, Erweiterungen und Verschönerungen. Mein ehemaliger College, Herr Professor *Dr.* Schulze, hatte die Güte, mich umherzuführen. Mit Wehmuth betrat ich die Stufen der großen Treppe, beschritt ich den Classensaal mit seinen nach dem Kreuzgang gerichteten Fenstern und das Zimmer, worin jetzt noch, wie zu meiner Zeit, die Abiturientenarbeiten gefertigt werden. Die Menge der

Classen, die Ausdehnung des Alumnats, der überall herrschende Comfort der Einrichtung, gaben mir eine Anschauung von der Blüthe, deren sich das Kloster gegenwärtig erfreut.

Die Ueberschriften, welche ich den einzelnen Capiteln gegeben habe, sollen den Inhalt derselben nicht, wie es jetzt üblich ist, erschöpfen. Sie sollen dem Leser nur einen chronologischen und topographischen Leitfaden mit einer ungefähren Andeutung der Hauptsache darbieten. Wenn ich in der Ueberschrift zum dreizehnten Capitel sage: ich reiße mich von der Theologie los, so hätte ich mich vielleicht anders ausdrücken sollen, nämlich: ich reiße mich von dem Beruf für den geistlichen Stand los. Denn das Nachdenken über die Frage, ob ein Wesen existirt, wie die Menschen es sich unter dem Worte Gott vorzustellen pflegen, ist im Grunde das Problem, welches mich unaufhörlich beschäftigt und auf welches ich von jeder besonderen Wissenschaft aus zurückkomme. Alle sogenannte positive Theologie macht die Existenz Gottes schon zur Voraussetzung, die Philosophie aber hat diese Hypothese selber kritisch zu analysiren. Der Glaube beruhigt sich bei dem Zeugniß der Auctorität; die Wissenschaft, um zur absoluten Gewißheit vorzudringen, kann des Zweifels an der Wahrheit des Glaubens nicht entbehren.

Ich habe einfach, ohne allen künstlichen Aufputz, die Geschichte meiner Jugend erzählt. Die Zusammenhäufung der romantischen Elemente in ihr ist von mir rein thatsächlich, ohne Tendenzmacherei, geschildert. Ich habe der Versuchung widerstanden, diese Elemente über das Maaß meiner Wechselwirkung mit ihnen in eine Breite auszudehnen, zu welcher die biographische Form so leicht verlockt. Ich habe daher z.B. von dem Bergbau in Eisleben nur gesagt, daß ich durch einen öfteren Aufenthalt in

dieser Stadt eine genauere Kenntniß des Berg- und Hüttenwesens erlangt habe. Der Bergmann galt nach Novalis' Osterdingen auch als eine poetische Figur der Romantik. Als ich aber in Eisleben mich auf eine gründlichere Anschauung seiner Arbeiten einließ, stand ich schon nicht mehr auf dem Standpunkt, in ihm mit der Romantik nur die geheimnißvolle Seite seines unterirdischen Reiches zu bewundern. Es überwog bereits die rationelle Auffassung. Nichts desto weniger gehört es zu der Vollständigkeit meiner romantischen Erfahrung, daß ich auf ganz natürliche, ungesuchte Weise auch den Betrieb des Bergbaus kennen lernte.

Unter den Druckfehlern dieser Schrift sind manche sehr lächerliche, z.B. ein Operprimaner statt eines Oberprimaners; oder boshafte, wie eine Phrase statt Phase der Begeisterung. Einen Fehler aber muß ich hier ausdrücklich denunciren, weil er eine historische Unrichtigkeit enthält. Seite 277 steht: Reinhard's Garten; es muß aber heißen: Reichhard's Garten.

Eine gerechte Kritik darf ich wohl nicht daran erinnern, daß in diesem Buche nicht mein ganzes Leben, sondern nur dessen erste kürzere Hälfte vorliegt, welche zeigt, wie ich aus dem labyrinthischen Irrgarten der Romantik mich bis zur Freiheit der Philosophie fortgearbeitet habe, deren Cultus in Lehre und Schrift das höchste Glück meiner Existenz ausmacht.

Königsberg, im Mai 1873.
Karl Rosenkranz.

**I. Neustadt Magdeburg. Die Colonie der Reformirten.
Das Paradies der Kindheit. Die Wunderfamilie**

Favreau.

In der nördlichen Vorstadt Magdeburgs, die Neustadt geheißen, bin ich am 23. April 1805 geboren.

Mein Vater bekleidete damals das Amt eines Steuersecretairs am Packhof. Er war am 6. December 1757 in der Gemeinde Buchholz bei Rostock in Mecklenburg geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Leinweber gewesen, der ein eigen Haus mit einem großen Garten befaß. Mein Vater war der einzige Sohn. Bis zu seinem siebenten Jahr hatte er sehr einsam auf dem Gehöft zugebracht. Ein großer, schwarzer Hund war sein vornehmlicher Spielgefährte gewesen, denn das Haus lag auf einem weitumschauenden Hügel, wie das Vorwerk eines Gutes, sehr allein. Mit dem siebenten Jahr mußte mein Vater in die nächste Dorfschule einen langen Weg wandern, weshalb ihn seine Eltern bald in die Stadt Rostock zu einem Geistlichen in die Pension gaben, wo er in allen Schulwissenschaften Unterricht empfing. Dieser Geistliche gehörte zu den strengsten Pietisten. Täglich wurde mehrmals gebetet. Jeder Hausgenosse hatte einen lederüberzogenen Stuhl, vor dem er hinkniete und auf welchem Bibel und Gesangbuch lag. Der Gottesdienst wurde mit peinlicher Regelmäßigkeit besucht und die Selbsterforschung der Sündhaftigkeit mit finstern Ernst betrieben.

Die Mutter wünschte, daß mein Vater sich einer Wissenschaft oder wenigstens einem nicht handwerksmäßigen Erwerb widmen möchte und wußte es zu veranstalten, daß er nach seiner frühzeitig erfolgten Confirmation zu einem Advocaten als Schreiber kam. Allein mein Großvater war ihr entgegen und bestand darauf, daß der Sohn das Leinweberhandwerk erlernen müsse, weshalb

mein Vater im fünfzehnten Jahr Rostock verließ und in das einsame Haus mit dem schönen Garten zurückkehrte.

Hier aber hatte sich viel verändert. Mein Großvater hatte sich mit heruntergekommenen Candidaten, mit Alchymisten und Schatzgräbern eingelassen und mit ihnen sein Vermögen allmählig in unsinnigem Streben verbracht. Mein Vater mußte mit ihm eine Reise nach Hamburg machen, allerlei mystische, höllenzwingende Bücher bei Antiquaren aufzusuchen. Durch eben diese Reise, sowie durch die immer sichtlicher werdende Zerrüttung seines sonstigen Wohlstandes ward man auf sein unglückseliges Treiben aufmerksam und das Consistorium setzte ihn wegen Schatzgräberei und Geisterbeschwörung in Anklagezustand.

Die Mutter, von Entsetzen ergriffen, glaubte es recht klug zu machen, wenn sie den Sohn überredete, die Schuld auf sich zu nehmen und nach Hamburg zu fliehen. Achtzehn Jahr alt, übernahm es mein Vater, den seinigen in dieser Weise zu retten. Dem Consistorium sollte vorgespiegelt werden, nicht der alte, sondern der junge Rosenkranz habe die Schatzgräberei betrieben und die Hamburger Reise des Alten habe sich bei diesem auf die Linnenfabrikation bezogen.

Aus Furcht, in Hamburg reclamirt zu werden, hielt mein Vater sich sehr still und wagte sich Niemandem anzuvertrauen. Er miethete sich bei einem Schneider ein und schlenderte am Tage in den Straßen umher, hoffend, der Sturm, der ihm, dem Schuldlosen, in der Heimath drohte, werde nun an dem getäuschten, abergläubischen Vater vorübergehen und dann in einiger Zeit auch seine völlige Nichtbetheiligung an diesen Dingen sich ergeben, so daß er vielleicht nach mehreren Jahren würde zurückkehren können. Allein allmählig wurde diese Aussicht

zweifelhaft. Das Geld, welches die Mutter ihm mitgegeben und einige Male schon nachgesandt, zehrte sich auf. Mit der immer größeren Beschränkung, die er sich auferlegen mußte, schwand sein Muth, und in solch niedergeschlagener Stimmung fiel er eines Tages preußischen Werbern in die Hände, die ihn von Hamburg wegführten. So geschah es, daß er am 26. Oktober 1776 in Crossen bei dem Arnstedt'schen, vom General von Natalis commandirten Regiment zur Fahne schwor.

Während er hier nun in Garnison stand, entwickelten sich die Folgen seiner künstlichen Flucht. Die Mutter, den Sohn durch ihren Rath zu Hause mit einem in damaliger Zeit sehr gefährlichen Proceß bedroht, auswärts aber ihn der preußischen Armee einverleibt und so wie so des einzigen Kindes sich beraubt sehend, starb bald, und der Vater folgte gebrochenen Herzens ihr rasch nach, so daß die Gerichte die Hinterlassenschaft der Eltern versteigerten.

Als das Arnstedt'sche Regiment 1788 aufgelöst wurde, kam mein Vater zum Regiment von Braunschweig und blieb bei demselben, bis er 1793 in dem Städtchen Burg bei Magdeburg als Kreiscontroleur angestellt ward. Hier heirathete er, allein die Ehe war kinderlos und, wie es scheint, durch Schuld der Frau unglücklich, so daß sie mit dem Ablauf des Jahrhunderts getrennt werden mußte. Sehr willkommen war es daher meinem Vater, 1799 nach Magdeburg als Steuerbeamter versetzt zu werden.

Er hatte noch vom Regiment her einen Kameraden, der Feldscheer gewesen war und nunmehr eine Anstellung als Packhofsinspector in Magdeburg erhalten hatte. Dieser Mann war in vielen Stücken das gerade Gegentheil meines Vaters. War dieser ein ernster, stiller, einfacher, aufrichtiger, bis zur höchsten Aufopferung pflichttreuer, fleißiger und bescheidener Mensch, so war jener ein

lebenslustiger, jovialer, pompliebender, jähzorniger, zur Intrigue geneigter, dünkelfhafter Mann, dabei jedoch äußerst gastfrei, gefällig und beredt. Durch diese Gegensätze des Charakters erklärt sich wohl ihre Zuneigung. Sie bedurften einander. Der lockere Lebemann erholte sich in dienstlichen und geschäftlichen Verlegenheiten Raths bei meinem Vater, während dieser sich durch ihn zum Genuß des Lebens anfeuern, durch seine übertreibende Geschwätzigkeit unterhalten ließ. Sie nannten sich Herr Bruder, redeten sich immer mit Ihr an und luden sich zuweilen ein. Mein Vater besuchte jedoch das Haus seines Kameraden und Collegen nur bis zum Tode von dessen Frau. Als Feldscheer nämlich hatte derselbe noch immer eine stille und sehr gesuchte Praxis, nicht nur im Verbinden von offenen Schäden, im Behandeln frischer Wunden, sondern vornehmlich in der Kur geheimer Krankheiten. Er hatte sich gerade für diese einen besonderen Ruf zu erwerben gewußt und fand an den Handlungsgehülfen des Packhofs und den vielen damals durch Magdeburg ziehenden Offizieren ein großes und dankbares Publikum, so daß er ein bedeutendes Vermögen erwarb.

Von großer, schöner Statur, mit feurigem Blick, edlen Zügen, galantem Betragen, wußte er sich bei den Frauen sehr beliebt zu machen, zumal er auch ein ebenso geschickter als leidenschaftlicher Jäger war, dessen Geschenke von Hafen und Rebhühnern den Wirthinnen stets angenehm erschienen. Nach dem Tode seiner Frau verstrickten ihn eben diese chevaleresken und persönlich lebenswürdigen Eigenschaften in verderbliche Verhältnisse, die wohl der Grund sein mochten, weshalb mein Vater den Besuch seines Hauses vermied. Er hatte mehrere Kinder. Mit diesen bestand zwischen mir und meiner Schwester ein steter Verkehr. Wir Kinder begriffen

die eigenthümlichen Beziehungen unserer Eltern nicht und lernten sie erst in reiferem Alter verstehen.

Mit jenem Kameraden nun besuchte mein Vater in Magdeburg häufig die Gaststube eines großen Brauhauses an der Ecke des breiten Weges und der Domstraße der Neustadt gelegen, »Das rothe Haus« genannt. Hier lernte er meine Mutter, Marie Katharine, die Tochter des Eigenthümers, Gruson, kennen. Dieser gehörte zur wallonisch-reformirten Gemeinde, deren Mitglieder vorzüglich in der Neustadt wohnten, und dort als Brauherren, als Oelpresser, als Holzhändler unter den Privilegien der preußischen Könige zu bedeutendem Vermögen und Ansehen gelangt waren. In der Altstadt Magdeburg wohnten mehr die Fabrikanten der Réfugiés, wie man die nichtdeutschen Reformirten damals noch zu nennen pflegte. Diese Fabrikanten waren meistentheils reine Franzosen und betrieben vorzüglich die Seidenstrumpfwirkerei, die Hutmacherei und Zuckerraffinerie. Die wallonischen und französischen Gemeinden unterschieden sich wenig, außer daß in letzterer eine größere Feinheit der Sprache und des Umgangs herrschte. Jede Gemeinde hatte in der Altstadt eine besondere Kirche. Neben diesen beiden reformirten Gemeinden existirte in Magdeburg noch eine dritte deutsche, von der ich später Erwähnung zu thun habe.

Als mein Vater heirathete, trat er, ursprünglich lutherischer Confession, zur reformirten über. Da meine Großmutter mütterlicherseits schon todt war und meine Mutter dem Großvater die Wirthschaft geführt hatte, so setzte sich derselbe nunmehr zur Ruhe, verkaufte das rothe Haus und zog zu meinen Eltern, die in der Neustadt am breiten Wege, nicht zu fern von der hohen Pforte der Altstadt, ein reizendes, sehr geschmackvoll gebautes Haus besaßen. In demselben bewohnte der Großvater im oberen Stockwerk

nach dem Hof hinaus eine Stube und Kammer. Er war ein schlichter, würdiger Mann, der mit der Mutter gewöhnlich in einem patoisartigen Französisch sprach. Im Hause trug er eine schwere Sammtkappe, eine große dunkelbraune Schooßjacke, schwarze Manchesterhosen, Kniestiefel und eine weiße Schürze. Er war sehr geschickt in Holzarbeiten, weil er für den bessern Betrieb des Braugewerks es für rsthlich erachtet hatte, auch das Böttcherhandwerk zu erlernen. In einem Hintergebäude des Hofes hatte er eine vollständig eingerichtete Werkstatt, worin er zu seinem Vergnügen alle in der Wirthschaft vorkommenden HolzgefäÙe, wie Eimer, Bütten, Zober, aber auch künstlichere Arbeiten fertigte. Er stand früh auf, als der Erste im Hause, kam die Treppe herunter und ging in das gemeinschaftliche, nach vorn gelegene Wohnzimmer, worin von der ganzen Familie das Frühstück genommen wurde. Bis wir uns nun Alle versammelten, spazierte er in der langen Stube auf und ab und sang ein geistliches Morgenlied. Seine beiden Lieblingslieder waren: »Befiehl Du Deine Wege« und »Wer nur den lieben Gott läÙt walten.« Meine Mutter sang dann oft mit. Nachmittags arbeitete er nicht in der Werkstatt, die immer sehr aufgeräumt aussah. Die Schneidebank, die großen und kleinen Hobel, die Schraubstöcke, der Nagelkasten u.s.w. waren stets an ihrem Ort. Diese Pfälzer, wie die Wallonen auch hießen, waren in der That recht zum Erwerb gemacht. Sie hatten einen äußerst regen Sinn für Schicklichkeit, Ordnung, Fleiß, Ausdauer, Rechtlichkeit in Handel und Wandel, und Gefälligkeit der Form. Mein Großvater war noch ein rechter Mustercolonist, dessen ernstes und doch behäbiges Wesen, dessen Würde und Leutseligkeit ihn allgemein geachtet und beliebt gemacht hatten.

Nach Tische schlief er oben in seinem Zimmer, nahm wieder den Kaffee unten mit uns und zog sich dann wieder zurück, um einige Stunden in der großen Nürnberger Bibel

mit Luther's Erklärungen zu lesen. Diese Bibel, mit den schönen Kupfern von J. Sandrart, lag immer unter dem Spiegel auf seinem Tisch. Vor ihr stand ein Ledersessel. Die Stube war sonst ganz einfach gehalten; ein großer nußbrauner Kleiderschrank war das Hauptmöbel, welches für mich dadurch merkwürdig war, daß auf ihm eine Gypsbüste Friedrichs des Großen stand, der von Allen im Hause, auch von meinem Vater, immer als ein höheres Wesen verehrt wurde. Nächst den religiösen Gegenständen hätten diese Menschen gewiß keinen zu nennen gewußt, der ihnen interessanter und bedeutender gewesen, als der alte Fritz. Wir Kinder blickten daher zu jener Büste immer als zu einer Art Gottheit hinauf. Nach der Lectüre der Bibel ging der Großvater entweder mit einem *compère* aus, in einen langen Oberrock gekleidet, ein großes spanisches, silberbeschlagenes Rohr in der Hand; oder er setzte sich vor die Hausthür, mit den Nachbarn und Vorübergehenden zu plaudern und aus einer langen Pfeife zu rauchen.

Diese Hausthür war von dunkelbrauner Farbe und mit schönen Messingblechen verziert. Zu ihr führte eine breite Steintreppe von einigen Stufen. Rechts und links von diesen waren Bänke angebracht, und neben den Eckpfählen, die ebenfalls mit Blech beschlagen und mit einem dicken Messingknopf geschmückt waren, standen zwei köstliche Linden, deren Zweige die Sitze höchst anmuthig überschatteten. Abends nach Tische, so lange die Jahreszeit es erlaubte, pflegte die ganze Familie hier im Genuß der freien Luft und in traulichen Gesprächen zuzubringen.

Von meinen ersten Kinderjahren ist mir nichts erinnerlich. Bei der Berennung Magdeburgs durch die Franzosen flüchteten meine Eltern in die Altstadt zu guten Freunden in der Klosterstraße, die einen trefflichen Keller besaßen, der in dem erwarteten Bombardement die besten Dienste

zu leisten versprach. Meine Eltern erzählten oft von dieser Flucht, wie sie das Silberzeug in der Werkstatt des Großvaters vergraben, sich Goldmünzen in die Hemden eingenäht, Nachts im Keller geschlafen hätten u. dgl. m. Kleist's Verrath machte der Angst bald ein Ende. Ich lernte inzwischen laufen. Die Schlacht von Jena war, so viel ich mich entsinnen kann, in der Anschauung meiner Eltern das größte Unglück aus der ganzen Profangeschichte; denn obschon die Mutter und ihr Vater für französische Sprache und Sitte eine natürliche Vorliebe besaßen, so war ihnen doch Preußen das gelobte Land geworden. Ihre Dankbarkeit gegen seine Gastlichkeit und die ihrer Industrie gewährte Bevorzugung hatte sich in die innigste Loyalität umgebildet.

Wir kamen nun unter die Herrschaft Jérôme's, da Magdeburg zum Königreich Westphalen geschlagen ward. Mein Vater wurde als ein höchst correcter Rechner auf ein Commissorium sofort auf die Oberrechnungskammer nach Cassel berufen. Die Mutter blieb mit dem Großvater und uns Kindern zwei Jahre allein. Ich erinnere mich aber auch hieran nur aus den Erzählungen der Eltern und weiß nur, daß wir dem rückkehrenden Vater entgegenfuhrten und daß er mir hier gleichsam zum ersten Mal zum Bewußtsein gelangte. Ich hatte nun auch wirklich einen Vater, nachdem ich bis dahin nur von ihm reden gehört und meine Mutter bei seiner Erwähnung oft weinen gesehen hatte.

Ich wurde nunmehr mit meiner um fast anderthalb Jahr älteren Schwester in die unserem Hause gegenüberliegende Cantorschule geschickt, wo ich in der gewöhnlichen Weise lesen, schreiben und rechnen lernte. Diese Schule war noch ganz in dem Styl eingerichtet, der jetzt nur als eine antediluvianische Tradition bei uns existirt. Eine ungeheure, saalartige Stube. Zwei durch einen großen Zwischenraum getrennte Reihen von Bänken

und Tischen, die amphitheatralisch aufstiegen, so daß der Lehrer alle Schüler übersehen konnte. Auf der einen Seite nach den Fenstern zu, die nach einem Hof wiesen, saßen die Knaben, auf der andern die Mädchen. Die A-B-C-Schützen saßen auf einer sehr niedrigen Bank voran, unmittelbar vor dem Lehrer. Sie hatten sich nur mit Stillsitzen zu beschäftigen. Am angenehmsten war es, wenn sie schliefen, denn ihre fast einzige Thätigkeit bestand darin, daß sie am Schluß der Schule auf einer Papptafel, die neben der Thür hing, die Buchstaben des großen und kleinen, deutschen und lateinischen Alphabets nebst den Zahlen, auf welche der Lehrer mit einem Rohrstockchen wies, theils einzeln, theils im Chor hersagten. Da nun die Erwachsenen aus Ungeduld, herauszukommen, fleißig vorsagten, so ist es Wunder genug, daß die Kinder überhaupt wirklich lesen lernten. Von Schulbüchern erinnere ich mich nur der Bibel, des Gesangbuchs und eines französischen Lesebuchs. Ich habe in dem kleinen Druck meiner Halleschen Handbibel lesen gelernt und erinnere mich noch, welche schwierige Leseprobe die vielen Namen der Geschlechtsregister im alten Testament waren.

Die Disciplin wurde in einer Zeit, in welcher das Spießruthenlaufen noch in der preußischen Armee bestand, mit vielem Prügeln gehandhabt. Manche Jungen erwarben im Geprügeltwerden einen gewissen Ruf, indem sie bei der Execution sich gewaltig sträubten, so daß ihre Bestrafung für die Schule immer ein grausenerregendes und doch sehr unterhaltendes Fest war, ähnlich wie Hinrichtungen die Massen anziehen. Die Strampelnden und Abwehrenden mußten an Füßen und Händen gehalten und über einen Reitsessel gelegt werden, wo sie dann ihre weitschallenden Bullenfinkenhiebe erhielten.

Wenn uns dergleichen barbarisch erscheint, so muß man deshalb noch nicht meinen, daß in einer solchen Schule

auch nicht viel Munterkeit und Regsamkeit hätte sein können. Ich lernte ganz gut in der Bibel lesen und legte auch im Schreiben einen guten Grund.

Die Zeit, die mir außer den Schulstunden übrig blieb, verbrachte ich in sehr wilden Spielen. Ich war überhaupt ein heftiges und unruhiges Kind, das in dummen Streichen und Schlägereien sehr ergiebig war und deshalb auch vom Großvater wie vom Vater öfters derb gezüchtigt wurde. Wir Kinder bildeten gewissermaßen für die Erwachsenen eine anarchische Räuberschaar, gegen die man immer auf der Hut sein mußte. Die großen Häuser unserer Verwandten und Bekannten, der Seiffert, Bailleu, Düvigneau, Coqui, Favreau, Bonte, Navia, Costenoble u.s.w. boten auf den Kornspeichern, in den Holzlagern, in den Brauhäusern, in den Stellungen, Höfen und Gärten einen ungeheuren Spielraum dar. Die ganze Jugend der Vorstadt war sich ungefähr bekannt, und der Platz um die Kirche herum, wo die Spritzenhäuser standen und welcher der »Thie« (wahrscheinlich von Thing) hieß, war ihr Sammelplatz zu gemeinschaftlichen Spielen und Kämpfen. In lichten Haufen zogen wir nicht selten nach der Elbseite zu in die Felder, thaten uns hier in den jungen Erbsen, in den Mohrrüben, in den Mohnköpfen und dergleichen gütlich und kamen dabei gelegentlich auch mit dem »Pannemann« (dem auspfändenden Flurschützen) in Conflict. So erinnere ich mich, daß ich einst gewaltig vor ihm lief, weil ich meiner hölzernen Waffen durch ihn verlustig zu gehen fürchtete, zumal ich auch in meiner Patrontasche geraubte Mohnköpfe trug. Aber auch in die Gärten stahlen wir uns. Kirschen, Birnen, Nüsse, Maulbeeren (die der Seidenzucht halber unter Friedrich dem Großen mehr angebaut waren). Aepfel, nichts war vor uns kleinen Communisten sicher, und je gefährlicher eine solche Obstdieberei gewesen war, desto süßer schmeckte uns die Frucht, wenn wir sie endlich in einem sicheren Winkel aufschmausen konnten.

Vor dem Eigenthum in den Häusern hatten wir Respect, aber die freiwachsenden Früchte, zu deren Genuß auch die Vögel des Himmels sich einfanden, wurden uns als Sondereigenthum schwer begreiflich.

Außer den Kindern unserer Verwandten ging ich vorzüglich mit dem Sohne eines Schlossers um, der neben uns an, und mit den Söhnen eines Schmieds, der neben der Schule wohnte. Der Erstere war ein guter, sinniger Knabe, Jakob Hövel, der jedoch seltsamer Weise durch phantastische Vorstellungen, die er von der Hölle empfangen hatte, fast schwermüthig gemacht war. Melancholie bei den Kindern ist eine Seltenheit, aber dieser weiche Knabe litt wohl schon daran. Er sprach am liebsten von den Höllenstrafen und ängstigte sich vorzüglich wegen des Stuhls mit glühenden Nadeln, worauf die Lügner sitzen mußten. Als der Lehrer in der Schule einmal von den Erdbeben erzählte, zog er sich diese Vorstellung zu Gemüth, indem er sich grauerte, unter die Erde viele Klafter tief lebendig verschlagen zu werden und dann in gräßlicher Finsterniß ersticken und verhungern zu müssen. Da wir Nachbarskinder waren, so wurde ich sein natürlicher Vertrauter und er konnte mich so in seine Angst hineinziehen, daß ich ebenfalls von jenen Schreckbildern mich auf das Entsetzlichste gepeinigt fühlte und doch nicht zu meinen Eltern, nur zu meiner Schwester davon zu sprechen wagte. Dies war der erste düstere Schatten, der in den Sonnenschein meiner Kindheit vom Innern aus hereinkroch.

Die Hölle im Jenseits und die Hölle des vulkanischen Erdfeuers im Diesseits – diese beiden Vorstellungen wurzelten sehr tief in mir seit jenem Anstoß. Wenn ich auch nicht, wie Jakob, trübsinnig dadurch gestimmt ward, so machten sie mir doch viel zu schaffen und reizten meine Phantasie immer von Neuem zu weiterer Ausbildung, so

daß mein Nachdenken zuerst an diesem Stoff zu haften begann und ich stets von Frischem auf ihn als den anziehendsten zurückkam. Es blieb mir hiervon eine tiefe Empfindung der Vergänglichkeit unserer Existenz, denn konnte nicht allaugenblicklich die Erde mich verschlingen? – sowie der Verwerflichkeit des Bösen, denn welche entsetzliche Qualen warteten nicht seiner in der Hölle! –

Nun muß ich aber bemerken, daß in der Neustadt und in damaliger Zeit überhaupt noch viel Aberglauben, viel sinnliche Färbung der religiösen Ideen existirte. Ganz ernstlich wurde noch von den »Unterirschkern«, d.h. Unterirdischen, gesprochen, kleinen Männern mit schwarzen Mänteln und großkrämpigen Grauhüten, die unter den Viehställen wohnen und großen Einfluß auf das Vieh üben sollten. Schreckliche Beispiele ihrer Rache wurden erzählt, wenn man sie beleidigt hatte. Sie wanderten dann aus, kündigten dies dem Hausherrn durch einen Abgesandten an und sagten ihm den Tod der Thiere vorher. Der Plutus, der Gott des Reichthums, der Mehrung des irdischen Gutes, hat einmal seinen Sitz in der Erde. So wurde auch von den »Nickelmännern« im Wasser gesprochen. Namentlich wenn wir Knaben nach dem Elbufer an die sogenannte Kufferecke nach der Gegend der Bastion Cleve hin zum Baden gingen, warnte uns das Gesinde, uns doch ja vor dem Nickelmann, der in der Tiefe lauere, in Acht zu nehmen. Daß man an Hexen glaubte, versteht sich von selbst. Von diesem und jenem tiefäugigen alten Weibe ging die Rede, wie sie hier oder dort nicht aus der Thür zu gehen vermocht habe und in schreckliche Verlegenheit deshalb gerathen sei, weil nämlich ein Besen vor der Schwelle gelegen habe, auf welchem sie in der Walpurgisnacht zum Hexensabbath auf den Brocken gefahren sei. Einen solchen sollte die Hexe nicht überschreiten können. Da der Harz nur sechs Meilen von Magdeburg liegt, so ist begreiflich, daß dort diese

Erinnerung des Altsassenschen Heidenthums lebendiger geblieben, und es war üblich, auf die Fahrt zum Blocksberg in der Nacht zum ersten Mai am Morgen des andern Tages scherzhafte Anspielungen zu machen. Wenn die bisher genannten Elemente des Volksglaubens einen mehr mythischen Charakter hatten, so daß die Aufgeklärteren schon nicht recht mehr daran glaubten, so war es doch in Betreff der Gespenster anders. Diese wagten Wenige zu leugnen. Mein Vater war ein offener Leugner derselben, wie er auch jene andern Volkssagen als selbstbewußter Rationalist verwarf. Die Mutter, eine nervenzarte, phantasiereiche Frau, konnte die Gespenster nicht recht aufgeben. Noch mehr verfocht sie den Glauben an Ahnungen und wußte aus ihrem eigenen Leben sehr merkwürdige und poetische Erfahrungen anzuführen. Uns Kindern gefielen diese Gespenstergeschichten außerordentlich, besonders die Sage von dem Reiter ohne Kopf, der in der Ritterstraße Nachts zwischen zwölf und ein Uhr zuweilen auf schwarzem Rosse zu sehen sein sollte. Wagner's Gespensterbuch, worin, wie einst in des Cartesianers Becker's bezauberte Welt, solche Gespensterhistorien natürlich erklärt wurden, machte daher in unserer Familie großes Aufsehen. Noch erinnere ich mich der Titelvignetten und Titelkupfer, wo nachtwandernde Wirthstöchter den Fremden schrecken, ein Scheintodter wieder erwacht, ein Wolf einem Menschen auf den Rücken gesprungen ist, Frösche ausgebrochen werden u. dgl.

Meine Mutter war eine echte Französin, voll von Geist, Leben, Redseligkeit und voller Religiösität. Die Phantasie und der Witz stachen bei ihr hervor. Sie war ungemein kunstreich in allen weiblichen Arbeiten. Sie nähte und stickte zum Entzücken. Das Sticken trieb sie mit Leidenschaft und stickte auch Gemälde, Vögel und schöne Landschaften, von denen einige eingerahmt in unsern

Zimmern hingen. Auch Blumen verstand sie zu machen und erfand die reizendsten Bouquets, die damals auf Arbeitsbeutel u. dgl. gestickt wurden. Ihre Hauben und Hüte garnirte sie sich selbst und wir Kinder hatten an der sauberen und anmuthigen Thätigkeit, welche die Blumen mit Hülfe der Stempel, Nadeln, Zangen und Eisen hervorzauberte, immer große Freude. Aber so lebhaft das schwarze Auge der geliebten Mutter brannte, so freundliche Beredsamkeit ihrem Munde entströmte, so schön sie uns Kindern von der singenden Bohne oder anderen Märchen erzählte, so war die Arme doch im Innersten krank, und diese Krankheit sollte sich schrecklich entwickeln und sie noch schrecklicher tödten. In der Verzweiflung an ärztlicher Hülfe neigte sie dann auch zu sympathischen Kuren und zu sogenannten Besprechungen. Sie glaubte an das Verschwinden von Warzen durch Knoten, die in Zwirnfaden eingebunden und mit abnehmendem Mond unter eine Dachtraufe vergraben wurden; sie glaubte an das Verschwinden von Ausschlägen, Balggeschwülsten, Geschwüren u. dgl. durch Bestreichen mit einer Todtenhand, wobei man aber mit der Leiche allein im Zimmer sich befinden und die Worte: »Im Namen des Vaters, Sohnes und Geistes« sprechen mußte; sie glaubte an das Besprechen des Feuers, an das Vernageln des Zahnschmerzes; sie glaubte an die Macht des »bösen Blickes«, an die Macht von Liebestränken; sie ließ sich die Gesichtsrose, von der sie auch zuweilen geplagt war, »beeten«, d.h. wegbeten. Alte Frauen in großen dunklen Capuzen schlichen zur Dämmerung ein. Wir Kinder mußten die Stube verlassen und brachten nur heraus, daß die Frau mit Kreuzschlagen die Rose dreimal anhauchte und dabei die Worte sprach:

Mutter Maria und hill'ge Ding
Stritten sich um en' golden Ring,
Mutter Maria gewannd,

Dat hill'ge Ding verschwand.

Das heilige Ding war eine volksthümliche Benennung für die Rose. Der Mutter half diese Ceremonie wirklich. Dem Vater aber mußte solche Winkelpraxis verborgen gehalten werden, da er einmal in Folge seiner Jugenderlebnisse ein abgesagter Feind alles Aberglaubens war. Auf mich ging diese Gesinnung über und ich konnte daher auch z.B. eine Warze am kleinen Finger der linken Hand durch keinerlei Sympathie, nur durch Höllenstein wegbeizen. Als ich in die Entwicklungsjahre kam, litt ich im Frühling und Sommer gewöhnlich außerordentlich an Nasenbluten, das oft kaum zu stillen war und sehr lästig wurde, da es oft mitten auf der Straße, auf Spaziergängen, in fremden Häusern mich befiel. Die Mutter bestand bei solchen Gelegenheiten darauf, daß ich auf kreuzweis gelegte Strohhalme das Blut niederrieseln ließ. Ich spottete, älter werdend, über dergleichen und ließ mir Weinessigumschläge um den Kopf und die Kühlung durch einen in den Nacken gelegten Schlüssel besser gefallen. Bei der Mutter hing diese Richtung auf die Nachtseite der Natur auch wohl mit ihrem poetischen Wesen zusammen. Sie träumte viel, träumte von vermißten Dingen, wobei sie uns öfter in Erstaunen setzte, daß sich z.B. eine silberne, lang gesuchte Strickscheide endlich in der That da fand, wo sie dieselbe im Traume erblickt hatte; sie war überhaupt voll von einem echt weiblichen Ahnungsvermögen und kehrte gern die geheimnißreichen Beziehungen der Dinge hervor. Der Einfluß gewisser Mondesphasen war bei ihr über allen Zweifel erhaben und ebenso hielt sie auf gewisse Tage. Die Nägel durften z.B. nur am Freitag beschnitten werden.

Wie ich aus Gedichten schliesse, die ich noch von ihr als Reliquie besitze, hatte sie ihre Mutter, die auch fast immer krank gewesen, unendlich geliebt, sie aber gerade in einer Zeit verloren, wo sie eines mütterlichen Beistandes sehr

bedürftig gewesen. Sehr rührend sprechen jene Gedichte die Sehnsucht nach Vereinigung mit der theuren Verstorbenen, zugleich aber auch das Gefühl der Entsagung auf jede Lebensfreude und die Gewißheit baldigen Todes aus. Sie hatte nämlich, wie sie uns öfter erzählte, nach dem Verlust der Mutter in einem Traum ihr eigen Herz im Busen mit drei schwarzen Punkten erblickt und sich dies dahin ausgelegt, daß sie nach drei Jahren sterben müsse. Hierüber war sie in eine tiefe Schwermuth verfallen; denn so sehr sie nach der Hingeschiedenen sich sehnte, so sehr hing sie doch am Leben. Jene düstern Verse entsprangen aus diesem Kampf. Da ihre Melancholie einen gefährlichen Charakter annahm, so schickte der Großvater sie nach Berlin zu Verwandten, wo sie denn in anderer Umgebung, in geselliger Zerstreuung, im Besuch des Theaters u.s.w. nach einigen Monaten von ihrem Trübsinn genas.

In unserem Hause lebte damals ein Bruder meiner Mutter, David Grüson, der zu Breslau 1848 an der Cholera als ein sehr geschätzter Portraitmaler gestorben ist. Er hatte ursprünglich das Posamentirgeschäft erlernt. Bei demselben hatten die Farben und Zeichnungen der Bänder sein Talent für die Malerei so lebhaft angeregt, daß er zu dieser selbst überging. So lange er damals bei uns wohnte, widmete er sich dem Portraituren mit großem Fleiß. Die schönen Farbstoffe, das Mischen der Farben, die allmälige und doch ziemlich schnell vorschreitende Entstehung eines Gemäldes, endlich auch die vielen Herren und Damen, die zu ihm kamen, ihm zu sitzen, unterhielten uns Kinder außerordentlich und gaben mir frühzeitig einen Trieb, ebenfalls zu zeichnen und zu malen. Der Onkel David war ein heiterer Mann, der gern in Mußestunden mit uns schäkerte und uns auch der Ehre würdigte, unsere kleinen Personen in Lebensgröße in Oel zu malen. Meine Schwester in weißem Kleide hielt einen Blumenkorb in der

linken Hand; ich, in einem gelben Nankinghabit, hielt meine linke Hand in ihrer rechten und in der rechten eine uns umschlingende Epheuranke. Neben mir lagen meine Kinderwaffen. Ueber uns wölbte sich ein kräftiger Eichbaum hin. In der Ferne erblickte man die Neustadt mit dem Thurm der Kirche. Das Bild war sehr gut ausgeführt und fand bei allen Verwandten billige Anerkennung. Bei uns Kindern brachte es ein gewisses Selbstgefühl hervor. Wir erschienen uns durch diese Abschilderung als einigermaßen distinguirte Wesen, und ich erinnere mich, daß ich späterhin auf den sechsjährigen, blondgelockten, pausbäckigen Knaben im Bilde öfters träumerisch hingeschaut habe, ob mir wohl eine Andeutung meiner Zukunft aus dieser ersten Fixirung meiner Existenz entgegenblitzen möchte. Mit diesem Bilde schloß der Onkel seinen Aufenthalt bei uns ab, indem er sich seiner höheren Ausbildung halber nach Dresden auf die Akademie begab.

Der große Familienzusammenhang unseres Hauses hatte einen sehr lebhaften Verkehr mit vielen und sehr verschiedenartigen Menschen zur Folge. Als der Mittelpunkt dieses ausgebreiteten Umganges erschien der Markt, der zur Herbstzeit in der Neustadt abgehalten ward, weil dann alle Bekannten und Freunde aus der Altstadt und Umgegend die Vorstadt besuchten und bei uns einsprachen. Dieser Markt dauerte eigentlich nur einen Tag und war vorzüglich ein Viehmarkt. Doch fehlte es nicht an Buden mit Putzwaaren, Spielzeug und Naschwerk, die den breiten Weg hinunter aufgestellt waren. Zwischen der Reihe der Buden und zwischen den Häusern wimmelte es von Viehgruppen, und das Feilschen um Rindvieh, Pferde und Schweine schallte vom frühen Morgen bis späten Abend dicht vor unsern Fenstern. In unserem Hause war für diesen Tag Alles festlich geschmückt. Die ein- und ausströmenden Gäste wurden je nach ihrem Stande und Geschmack bewirthet. Die näheren Freunde blieben

Abends bei uns zu einem Mahle versammelt, das in einem Saal des oberen Stockwerks abgehalten ward. Dieser Saal war nur bei großen Feierlichkeiten für uns Kinder zugänglich. Für mich hatte er durch den Ofen, der in einer halbrunden Nische stand, einen besonderen Reiz, indem derselbe mit einer großen Gypsstatue der Minerva geziert war, die auf einem viereckten Würfel sich erhob, der den eigentlichen Ofen bildete. Diese Göttin mit ihrem Helm, ihrem Brustharnisch, in der Rechten den Speer, in der Linken den Medusenschild, den sie auf den Boden stützte, war für mich eine ganz außerordentliche Erscheinung, die mir völlig fremdartig, wie aus einer andern Welt, entgegentrat. Wie edel und sinnig blickte ihr Antlitz, wie schwermüthig das schlangenumgürtete Haupt der Medusa! Wenn der Kronleuchter die Statue recht hell beleuchtete und sich die Wellenlinien der schönen Gestalt von dem dunklen Grunde der Nische schärfer abhoben, schien mir die Göttin fast lebendig zu sein. Wer hätte wohl damals geahnt, daß diese Göttin mich für mein ganzes Leben in ihren Dienst nehmen würde! Wäre ich ein Jean Paul oder ein Bogumil Golz, so würde ich diesem Markttage der Neustadt mit seinem Glanz und Rausch, der sich mir unter dem fröhlichen Klang der Gläser, unter dem Duft der Blumenaufsätze der Tafel, unter dem Scherz und Lachen der geputzten Herren und Damen, unter dem durch die Süßigkeiten des Mahles sinnlich gesteigerten Behagen endlich in den lebhaften und unverstandenen Cultus der Göttin der Weisheit verklärte, eine eigene Idylle widmen.

Zu den bedeutenderen Gestalten aus dem Kreise des elterlichen Verkehrs gehörten auch zwei Nonnen, Agnes und Cäcilie, aus dem Nonnenkloster der Neustadt, das nur eine Straße von uns entfernt lag. Wir Kinder durften nur um die Ecke des blauen Sterns, unseres linken Nachbarhauses, huschen, so waren wir bald die Klosterstraße entlang. Jene Nonnen waren Freundinnen

meiner Mutter. Große Geschicklichkeit in allen feineren weiblichen Arbeiten und in Miniaturmalerei zeichnete sie aus. Ich erinnere mich ihrer Züge nur dunkel, aber ihrer Freundlichkeit gegen uns Kinder und der Begleitung ihrer Liebkosungen mit zartem Obst, mit Blumen, Zuckerwerk, Bildern von Heiligen sehr deutlich. Besonders gefielen uns die sogenannten Hauchbilder, die oft eine Art von frommen Rebus enthielten und die wir auch von dem Pater geschenkt empfangen, der für das Kloster Huy bei Halberstadt jährlich einmal zum Terminiren bei uns einsprach. Das Kloster war für uns Kinder eine eigenthümliche Welt. Wir waren zu jung, um eine Vorstellung von dem Unterschied der christlichen Glaubensarten zu haben, uns interessirten die phantastischen Eindrücke, die sich uns hier in den Zellen der Nonnen, in den langen Corridoren, im Kreuzgang, in der Kapelle beim Gottesdienst und in dem melancholischen Garten darboten, der mit herrlichen dunkelschattigen Alleeen hinten nach dem Elbufer zu lag. Vom Katholicismus wußten wir nur den Namen. Daß Schwester Agnes und Cäcilie uns, denen sie so viel Freiheit gestatteten, uns, die wir von ihnen so geherzt und geküßt wurden, uns, deren Mutter ihre Freundin war, bei welcher sie von Zeit zu Zeit Kaffee tranken, für Ketzer, für Verdammte hätten halten sollen, würde uns, selbst wenn man es uns gesagt hätte und wir es hätten verstehen können, als Lüge erschienen sein. Um so weniger würden wir dies geglaubt haben, als auch die Bürger der Neustadt in der großen Gaststube der Bierbrauerei des Klosters täglich im friedlichsten und heitersten Verkehr aus- und eingingen, da das »Klosterbier« eines vorzüglichen Rufes genoß. Für besonders katholisch hätt' ich damals nur den eigenartigen Geruch gehalten, der von dem Meßräucherwerk her sich in dem eigentlichen Kloster überall festgesetzt hatte.

Wie geheimnißvoll uns auch die Stille des Klosters ansprechen mochte, so bot doch unsere eigene Verwandtschaft uns ein Wunder dar, das alles Uebrige in unserem Kreise überwunderte, das war der Cousin Favreau. So lange ich zurücksinnen kann, stellte sich derselbe regelmäßig jeden Nachmittag Schlag drei Uhr bei uns ein, mit meinen Eltern und dem Großvater Kaffee zu trinken und Schlag vier wieder zu gehen. Erst galt dieser Besuch wohl mehr dem Großvater, seinem alten *compère*, mit dem er auch spazieren ging. Nach dessen Tode aber übertrug er diese Sitte auch auf meine Eltern und harrte darin aus bis an seinen eigenen Tod. Er war nicht sehr groß, trug einen einfachen braunen Oberrock und einen braunen Stock, der oben in eine schön gearbeitete Hand auslief, die einen Tottenkopf hielt. Er rauchte nicht, schnupfte aber, wie mein Vater. Dieser Mann hatte weite Reisen gemacht, namentlich im südlichen Europa, von denen er gern erzählte, vor Allem von seinen Abenteuern in Ungarn. Doch ist mir keines im Gedächtniß geblieben, wahrscheinlich weil mir doch noch zu viel Voraussetzungen zu ihrem Verständniß fehlten. Er betrieb einen großen Holzhandel, hatte eine Holzstrecke unmittelbar an der Elbe und eine andere hinter seinem Hause am breiten Wege. Dies Haus war nur Parterrewohnung, dehnte sich aber nach hinten zu in einen gewaltigen Hof und Garten aus. Der alte Favreau war Wittwer, ein weibliches Wesen habe ich nie in der Wirthschaft gesehen. Zwei Söhne, Friedrich und Abraham, besorgten mit männlichem Gesinde das ganze Hauswesen und Friedrich war ein Meister in der französischen Küche. Vor dem Alten hatten wir Kinder immer eine große Scheu; selbst wenn er mit uns scherzte, fürchteten wir ihn. Die Söhne dagegen liebten wir unendlich, und sie boten stets Alles auf, uns angenehm zu unterhalten. Beide waren in der Physik, in der Mechanik, in allen Handwerken, im Drechseln, Schmieden, Schnitzeln, aber auch im Gebrauch der Waffen sehr erfahren und

geschickt. Wenn wir kamen, so wurden wir bald in den Garten geführt, wo Abraham mit einer Windbüchse uns Sperlinge zusammenschöß, die Friedrich uns dann zum Abendbrod briet und köstlichen Salat dazu machte, mit Schwenkgabeln, die er selber geschnitten, aus Pflanzen, die er selber gezogen hatte. Oder wir fuhren mit Abraham die Seejungfer hinauf. So hieß ein großer Schiffsmast, der inmitten des Hofes stand und oben mit einer kolossalen aus Blech geschnittenen Figur, einer sich nach dem Winde drehenden Seejungfer, verziert war, deren langes schwarzes Haar lustig in der Luft flatterte. An diesem Maste waren in der Mitte und ganz oben kleine, mit Gallerien umgebene Söller befestigt, zu denen man sich in einem hölzernen Stuhl mit einem Kettengewinde hinaufziehen konnte. Es war ein nicht ganz ungefährliches Vergnügen; allein es war zu schauerlich süß, da oben auf den schmalen Brettern zu stehen und über die ganze Neustadt zum Elbufer hin aus der Vogelperspective einen Blick werfen, besonders aber der mysteriösen Seejungfer nahe kommen zu können. Und so ließen wir uns denn gern von Abraham auf den Schooß nehmen und himmelan fahren. Als er später auf mehrere Jahre nach Quebeck reiste, wollte er, Unglück zu verhüten, vorher den Ziehstuhl und das Gewinde abnehmen, stürzte bei dieser Gelegenheit selbst von oben herunter, kam jedoch noch glücklich mit dem Bruch einer Rippe davon, der nach einigen Wochen verheilte.

Ging es nicht die Seejungfer hinauf, so warfen wir uns auf die riesige Strickschaukel, die unter der Einfahrt zu einer großen Scheuer befestigt war; oder Friedrich drechselte uns ein Spielwerk; oder wir ergötzen uns an den Bildern einer *Camera obscura*, die in einer Kammer nach der Straße zu angebracht war. Die Lebendigkeit der kleinen vorüberschwebenden Figuren hatte für uns etwas Geisterartiges. Oder Abraham spielte uns auf einem von